

nären Bewegungen gelungen, eine eigene Sprache zu finden. Damit entschlüpften sie nicht nur der Kirche, sondern auch der Religion. Die Verfasser betonen die politische Bestimmtheit der Religion derart, daß es ihnen am Ende kaum gelingt, die von ihnen der Religion dennoch zugeschriebene Autonomie glaubhaft zu machen. Und eine gewisse Autonomie räumen sie der Religion schließlich ein, um sie nicht als hoffnungslos

antirevolutionär hinter sich lassen zu müssen.

Leider bewegt sich dieses Schlußkapitel, das ein grundlegendes Problem angeht und an beherzigenswerten Einsichten nicht mangelt, in solcher Abstraktheit und Allgemeinheit, daß es auch dem Fachsoziologen Mühe bereitet, einen roten Faden darin zu finden. Es lohnt sich nicht, das Buch zu lesen.

J. Macha SJ

Pädagogik

HENTIG, Hartmut von: *Die Wiederherstellung der Politik. Cuernavaca revisited*. Stuttgart, München: Klett, Kösel 1973. 208 S. Kart. 14,-.

Zwei Jahre nach „Cuernavaca oder: Alternativen zur Schule“ (vgl. in dieser Zschr. 189 [1972] 141 f.) legt v. Hentig „Die Wiederherstellung der Politik“ vor. Der Untertitel „Cuernavaca revisited“ scheint eine neue Runde in der Auseinandersetzung mit Ivan Illich und seinem CIDOC anzukündigen; aber nur auf den ersten 50 Seiten tut der Verfasser das explizit. Illichs Denkanstöße bleiben zwar auch in den folgenden Abschnitten präsent, aber sie werden sorgfältig auf ihre Übertragbarkeit geprüft, zum Teil verworfen, zum Teil durch Alternativen ersetzt. Dagegen taucht mancher Gedanke aus „Systemzwang und Selbstbestimmung“ (Stuttgart 1968) wieder auf, und auch der Aufbau beider Bücher ist der gleiche: Beide beginnen mit einer Analyse und Diagnose gesellschaftlicher Probleme. 1968 leitete v. Hentig daraus die Begründung der Gesamtschule ab; 1973 ist es „die Wiederherstellung der Politik“ in der Industriegesellschaft.

Der Verfasser geht aus von der allgemein zugänglichen Erfahrung, daß die technischen und bürokratischen Großsysteme der Industriegesellschaft für den einzelnen immer undurchschaubarer werden und damit ein Gefühl der Ohnmacht erzeugen, das – je nach Temperament – Fatalismus oder Aggression hervorruft. Er belegt durch ausführliche Zita-

tion aus der Studie des Club of Rome, daß diese Großstrukturen nicht imstande sind, die bedrängenden Weltprobleme – Übervölkerung, Hunger, Unterernährung, Umweltzerstörung – zu lösen. Er sieht das Heil weder in der Vergesellschaftung der Produktionsmittel – S. 64 ff. und S. 123 findet sich ein splendides Stück Polemik gegen einen ungeschichtlich argumentierenden Vulgärmarxismus –, noch in Skinners Behaviourismus, noch in einer Vergrößerung der Freizeit, die ja doch nur eine Vergrößerung der Freizeitindustrie bringt und den Menschen womöglich noch stärker reglementiert und manipuliert, als ihm dies am Arbeitsplatz widerfährt. Freizeit soll nach v. Hentig in allererster Linie dazu dienen, einer total von Menschen gemachten Umwelt kritisch zu begegnen: „Wir schulden also unsere Freizeit der dauernden kritischen Überprüfung dieser Umstände, in anderen Worten: der Erhaltung, Bestärkung oder Wiederherstellung der Herrschaft des Menschen über seine Mittel – ... der dauernden Wahrnehmung unserer Autonomie“ (88).

v. Hentig geht dabei aus von der antiken Polis, ihrer Überschaubarkeit, ihrer Autarkie, dem Interesse ihrer Bürger an der gemeinsamen Sache. Er weiß, daß wir dahin nicht zurückkönnen; aber analoge Strukturen wären möglich, in Subsystemen, die es dem Menschen erlauben, das mitzubestimmen, was ihn unmittelbar betrifft. Partizipation also und Autonomie. „Wenn die Menschen wieder Sinn für Politik bekommen, indem sie die Entscheidungen, die ‚oben‘ gefällt werden, wie-

der verstehen (weil sie sie in Analogie zu ihren eigenen Tätigkeiten ‚unten‘ sehen oder gar die Verbindung zwischen beiden erkennen), könnten sie die Veränderungen ihrer Institutionen so vornehmen, daß sie ihnen dies ermöglichen. Sie können sogar bereit sein, einen hohen Preis an Bequemlichkeit, Sicherheit, Konsum und Freizeit dafür zu zahlen“ (124).

Es geht also schlicht um „Demokratisierung“. v. Hentig weiß, daß das ein Reizwort ist, und er sagt deutlich, was er darunter versteht. Er setzt sich explizit mit der Kritik an „Demokratisierung“ auseinander, die von Hennis und Schelsky, Bruno Heck und Richard Löwenthal geübt worden ist. Er zeigt, daß Demokratisierung, wie er sie meint, nicht auf Aushöhlung der parlamentarischen Demokratie, sondern auf ihre Stärkung und Funktionstüchtigkeit zielt. Er hat mit der Räte-demokratie nichts im Sinn, wohl aber mit Teilnahme an Entscheidungsprozessen im unmittelbar zugänglichen Bereich durch Gruppenkonsens. Der Zeitaufwand wird realistisch einkalkuliert, und auch sonst ist Mitbestimmung nicht problemlos zu machen und zu haben. Aber: „Mitbestimmung ist nicht ein Luxus, sondern eine notwendige, sehr schwer zu lernende Lebensform, ‚notwendig‘ nämlich, wenn nicht mehr die Produktivität oder das Leistungsprinzip Maß und Grenze der demokratischen Ordnung ist, sondern die Humanität: Zwecke müssen erkennbar, Prozesse durchschaubar, Situationen erlebbar sein, wenn Menschen nicht wie die Termiten leben sollen“ (153).

Ein Buch, aus großer Kennerschaft und mit leidenschaftlichem Engagement geschrieben. Wer auf knapp 200 Seiten eine so komplexe Problematik ausbreitet, sich mit Kritikern und Zeitgenossen auseinandersetzt, Plato und Sokrates, die MIT-Studie und Illich, Habermas und Skinner und noch etliche andere zu Wort kommen läßt, kann vieles nur anreißen und nicht alles systematisch zu Ende führen. Aber Systematiker unter den Pädagogen haben wir genug. Anregende und aufregende Denker sind schon seltener. Von Hentig gehört zu den letzteren. *E. von der Lieth*

FLITNER, Andreas: *Spielen – Lernen*. Praxis und Deutung des Kinderspiels. München: Piper 1973. 137 S. (Serie Piper. 22.) Kart. 8,-

A. Flitner hat sich ein Thema gewählt, das heute hochaktuell ist; denn das Spiel steht für Vorschulerzieher wie für Politpädagogen der proletarischen Erziehung, für Freizeitpädagogen wie für Psychotherapeuten in der Mitte eines besonderen Interesses. Es genügt dabei nicht, die abnehmende Spielfreude zu beklagen. Wenn der Mensch von seinem Wesen her ein „homo ludens“ ist, darf ihm diese Ausformung seiner Humanität nicht nur theoretisch zuerkannt werden; es müssen ihm auch Wege zum Spiel geebnet und gewiesen werden – und dies von Kindheit an.

In fünf Kapiteln berichtet Flitner über Theorie, Praxis und Interpretation des Spiels; er verarbeitet ausgiebig die ausländische Literatur zum Thema und bringt neben den mehr apriorischen Spieltheorien vor allem die Ergebnisse der Entwicklungspsychologie und Lernforschung, der psychoanalytischen Spieldeutung und die sozialpsychologischen Aspekte (Rollenspiel) zur Darstellung. Der Informationswert dieser Kapitel ist groß. (Zur Kritik an S. Freuds Spieltheorie sei nur noch hingewiesen auf D. Riesman, *Arbeit und Spiel in der Gedankenwelt Freuds*, in: D. Riesman, *Freud und die Psychoanalyse*, Frankfurt 1965, 7–41.)

Das abschließende 6. Kapitel trägt die Überschrift „Spielen lernen“; denn Flitner meint: „Beim Spielen lernt das Kind in erster Linie – spielen“ (119). Er übersieht aufgrund seiner mehrdimensionalen Spieltheorie nicht den vielfältigen kognitiven, emotionalen und sozialen „Nutzen“ des Spiels, hält aber das Spiel als eine „Oase des Glücks“ (E. Fink) in einer Welt von Systemzwängen für unentbehrlich. Seine Folgerungen im Hinblick auf die Ablehnung des kindlichen, sozialistischen Agitationsspiels („Kinder können ... nicht Träger einer Systemveränderung sein“, 101 f.) und auf die Gestaltung von Kinderspielplätzen sollten nicht überlesen werden, selbst wenn sie für manchen unbequem sind. Nur zustimmen kann man ihm, wenn er am Ende